

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

15.11.1931 (No. 46)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 46



15. Nov. 1931

Anna Maria Kenner / Elisabeth von Thüringen

Zum 700. Todestag.

Gib du selber mir ein, was du willst, daß heute von dir gesagt und von dir geschrieben werde, heilige Frau, denn die Worte sind in unsern Tagen arm an Wert geworden! Wir können nicht wie die, unter denen du lebstest, mit lauten Rufen von deinen Wundern erzählen und deine Heiligkeit allen Reichen der christlichen Welt künden. Wir sehen von deinem irdischen Sein nur noch die brüchigste Hülle: das Gemach, das deine glücklichen Tage umschloß, den Schrein, in dem einmal deine längst zerhäuteten Gebeine ruhten. Von deinem Leben wissen wir nur die Geschichte deiner wunderbar erfüllten einzigen Liebe und die von den Rosen in deinem Kleide — und das nennen wir Legende. Aber wenn wir deinen Namen sagen, meinen wir den starken, makellosen, frühvollendeten Menschen. Den Heiligen, den jede Zeit kennt, auch die Zeit der entwerteten Worte. Wenn wir aber nicht Worte finden, so fest und formklar wie die Mauern, die dein Jahrhundert baute, und wie die Figurenzier deines Totenschreins, so vergib uns, Heilige! Wir wollen dein Leben einfach und streng aus der Geschichte lesen; die Geschichte ist die Wissenschaft vom Unvergänglichen in den vergänglichen Dingen, von der unsterblichen Tat. Deine Taten sprechen dich heilig, und wir Menschen sagen es nur mit armen Worten nach.

Um 1200 träumten im nördlichen Europa die Völker noch ihr Leben mit der Erde, den Gestirnen und dem Kreislauf des Lebens hin; im westlichen wuchsen die hohen Steingewächse, die Kathedralen, in den Kosmos hinein, ihrem Gotte zu; im Süden ruhten Länder ermüdet von vielen Völkerkämpfen und sogen immer wieder Wallfahrer und Waffenträger vom Norden ein, in der Mitte von Europa herrschten starke Geschlechter, die deutschen Fürsten, als ihr Haupt der junge Kaiser Friedrich II. Um diese Zeit formten sich die Volksgemeinschaften zu Staaten, zu Gebilden mit festen, sachungsmäßigen Umrissen, mit nationaler Prägung. Ihre Fürsten, noch ganz in der Stammeseinheit verwurzelt, erscheinen als Träger dieser Entwicklung; aber es vermischte sich in ihren Handlungen auch schon Streben nach persönlicher Geltung mit dem Interesse an der Macht der Nation, das Herrschertum wird im Bewußtsein der Menschen ein Privileg, ist nicht mehr Gnade. Die Standesvorrechte bilden sich mit einer Schärfe aus der Volkseinheit heraus, die Voraussetzung für Jahrhunderte währende soziale Spannungen werden muß. Kriegszüge und Kreuzfahrten ermächtigen die Unternehmener und Anführer zu außerordentlichen Abgabebeförderungen; daraus behält sich der Landesherr das Recht der zweimal jährlich erhobenen Landbeden auch in friedlichen Zeiten. Zwist und Fehde innerhalb einzelner Dynastien gehen zu Lasten ganzer Völker.

In Ungarn stritten um 1200 Andreas und Emerich in blutigen Kämpfen um den Thron; Emerich mit dem Recht des Älteren und Friedliebenden, Andreas gehebt von Herrlichkeitslust und von seinem ehrgeizigen Weibe, der Herzogin Gertrud von Andechs-Meran. Nach dem Tode von Emerichs Sohn im Jahre 1205 wurde Andreas II. König, und Gertrud sah ihren glühendsten Wunsch erfüllt. In diese friedlose Welt voll Mißgunst, Mißtrauen und Selbstsucht trat zwei Jahre später das Kind Elisabeth. Der

kleinen Königstochter war eine glänzende Zukunft vorbestimmt; mit einer königlichen Mitgift sollte sie jedem Fürsten begehrenswert sein. Dem König von Ungarn war daran gelegen, seine schwer erkämpfte Stellung durch Bündnisse mit Böhmen und Thüringen zu sichern; so wurde die kleine Königstochter dem Sohn des Landgrafen Hermann von Thüringen verlobt. Das vierjährige Kind sollte zur gemeinsamen Erziehung mit dem künftigen Gatten an den thüringischen Hof gebracht werden; es fügte sich gehoriam und ließ sich wohl über die Trennung von der Mutter mit einem glänzenden Spielzeug trösten. Es hatte seinen Kreis von Gespielen und ein prächtiges Geleite um sich; seine kleinen Fingerlein freuten sich an der glatten Seide der Gewänder, und von seinem purpurbekleideten Bett und der silbernen Badewanne erzählten die Mütter ihren Kindern landauf, landab. Ob einer bedachte, daß die kleine Märchenprinzessin ein der Heimat entrissenes, in einen neuen Boden, unter einen fremden Himmel verpflanztes Menschengewächs war? Das Kind selber wußte nicht, woher es kam und wohin es ging; aus einer Atmosphäre primitiver Machtinstinkte und einer makellosen, ungezügelter Begehrlichkeit in einen höflichen Kreis von Menschen mit abgewogenen Worten, gemessenen Gebärden, Menschen, die gebündigt waren von der stark empfundenen Verpflichtung ihres Standes zu Haltung und Auftreten.

Wenn der Chronist erzählt, Elisabeth sei „schön und braun von Angesicht“ gewesen, so fühlt man in der höflichen Schmeichelei doch das Empfinden für das Andersartige an der jungen Braut des blonden, hellhängigen Landgrafensohnes. Das Selbstgefühl der nordischen Volkstämme war damals ausgeprägter als heute, und die Tradition vermochte aus der Gestalt der Elisabeth ein unermessliches Schönheitsideal gemäße helle, liebliche, germanische Erscheinung zu zaubern, während die Geschichte uns das Bild eines temperamentvollen, raffigen, mit starkem Willen und blühender Erlebnisraft begabten Wesens zeigt. Dies fremdartige Wesen war mehr als die Verschiedenheit des Volkstammes und des Landes: hier stand inmitten eines Geschlechts von Durchschnittsmenschen nach Anlage und Begabung ein Mensch mit einem außerordentlichen Schicksal, mit einem ungewöhnlich früh gereiften Geist und einer vollendeten Bestimmung. Als in dem heranwachsenden Mädchen neben der Prägung ihres Seelenlebens auch die deutlichen Züge einer ganz eigenen Lebensgestaltung erkennbar wurden, ließen Elisabeths Name und Reichum darüber hinwegsehen. Man begegnete der Eigenart des Kindes mit duldsamer Höflichkeit. Aber die bröckelte bald ab, als nach dem vorzeitigen Tod der Königin von Ungarn — Gertrud wurde 1213 bei einem Aufstand ermordet — und bei den endlosen politischen Unruhen in ihrem Heimatlande auf eine Mehrung des Heiratsgutes nicht mehr zu hoffen war. Der Landgraf Hermann starb 1217 und mit ihm verlor Elisabeth den Schutz eines Vaters. Sie war sehr einsam.

Nun war ihr Wuchs und Wesen nicht hierlich genug, ihre Haltung nicht fürstlich, ihre Rede nicht maßvoll, ihre Frömmigkeit übertrieben — sie betete oft und lange, sie zog mit Gaben die

Armen herbei und Gemitleidete die Glenden, sie verfocht eifrig ihr Wohlthun gegen den Tadel ihrer Erzieher —, all das trennte sie tief von den Anschauungen des höfischen Lebens. Man wollte die Verlobung auflösen und Elisabeth ihrem Vater zurücksenden. Vor allen andern sah Agnes, Ludwigs Schwester, die ihren ritterlichen Bruder innig liebte, in der Ungarin einen Eindringling; ihre bittere Eifersucht ist menschlich, und Elisabeth hat sehr darunter gelitten.

Aber Ludwig und Elisabeth, wenn auch von einer politischen Erwägung für einander bestimmt, waren schicksalhaft geeint; von der Innigkeit ihrer Herzen und von der geschwisterlichen Zartheit ihrer Liebe lesen wir wie von den Heldengestalten eines Ritterromans. Beide waren als Persönlichkeiten über ihren Kreis emporgewachsen; beide standen unter einem höheren Gesetz als dem der höfischen Sitte, der gesellschaftlichen und politischen Geltung. Sie waren hochbegabte Menschen, voll ursprünglichen Empfindens und jener starken Erlebniskraft, die den Reinen vorbehalten ist, befeelt von einem großen Drange, dem nach menschlicher Vollendung. Es scheint, daß Elisabeth dem sieben Jahre älteren Verlobten an Gründlichkeit und Reife des Denkens überlegen war — er mag neben ihr das gelassener Temperament gewesen sein —, jedenfalls hat sie auf seine Lebensgestaltung einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Die junge, zukünftige Landgräfin hatte am Hofe auf der Wartburg die Künste einer Frau von Stand gelernt: die heiligen Bücher lesen, die Weisen von den Minneliedern des Walter von der Vogelweide auf Pergamentblätter zeichnen, feines Linnen und Wolstoff weben, auf seidene Teppiche die Figuren einer Heiligenlegende oder eines Heldengedichts sticken. Ihre Begabung reichte weiter. Das frühe Erlebnis des Todes und wachsende Einsicht in Zeit und Gesellschaftslage reifte ihr Denken und Urteil. Das Göttliche war der Mittelpunkt dieses Denkens, Wohlthun und Gebet wie die Blüten eines reichen, überstarken, aber geistig gesättigten Temperaments.

Aus diesem reichen und durch Stand und Stellung bevorzugten Menschen ward das Kindsein schwer, aber Elisabeth ging durch ihre Jugend wie durch einen Garten hin, fröhlich, aber nie sich vergessend. Sie tanzte wohl mit den jungen Edelleuten, aber ihr Herz ward nicht zerstreut und ihr Blut nicht heiß. Einmal, am Tag von Mariä Himmelfahrt, stieg sie reichgewandet mit ihrer künftigen Schwiegermutter und der jungen Agnes nach Eisenach hinab, um in der Liebfrauenkirche der Deutschen die Messe zu hören. Als sie in ihrem prangenden Kleide vor dem Bild des Gekreuzigten niederkniete und sein dornengekröntes Haupt sah, nahm sie ihr goldenes Krönlein ab und erhielt für solch auffallendes Tun einen scharfen Tadel der streng-frommen Landgräfin Sophie. Niemand verstand die königliche Demut der jungen Seele, außer dem Manne, der sie liebte.

Im Pfingstmond des Jahres 1221 wurden Ludwig und Elisabeth vermählt. Es ist ein tiefes Geheimnis um die Liebe der beiden Menschen, die sich bei der Hand nahmen, um wie Kinder mitten in den Himmel ihres gläubigen Herzens hineinzuzweilen. Denn jetzt begann der jungen Fürstin reichste Zeit. In ihrer glücklichen Liebe ward ihr die Welt weit und in ihrem Herzen Raum für alle, die der Liebe bedürfen. Ihr Wohlthun hatte keine Schranke und kein Verbot; ihr junger Gatte, begeistert von der Grenzlosigkeit ihres Gebens, gab ihr, was sie zu geben verlangte. In mancher stillen Nacht fand er, erwachend, Elisabeth auf den Knien neben ihrem Lager; er zog sie an sein Herz und betete mit ihr, die Hände um die ihren gefaltet, für jenes Leiden, das zu lindern über menschliche Mittel und Kräfte geht. Als über ihrer Jungfräulichkeit der helle Sommerhimmel hingegangen war und die Blut des Herbstes und die schweren Wochen des Winters, und um Ostern der Hauch der Veilchen und feuchten Mecker über das Land wehte, reiste Ludwig mit seiner jungen Gattin nach Ungarn; sie erwartete das erste Kind, und er wollte ihr den Trost der Heimat schenken. Ihre stille Selbsteigentümlichkeit ließ der langvergnessenen Erde einen wunderbaren Glanz, aber es war der erste Abschied, den sie mit der Rückkehr nahm.

Elisabeth wurde Mutter. Noch größer ward ihre Liebe zu allen Menschen; sie begnügte sich nicht mehr mit Almosengeben, sondern sie nahm alle Hülfslosen wie ihre Kinder an: sie pflegte die Krüppel, die Siechen, die Aussätzigen; sie wusch Hautkrankheiten und behandelte Geschwüre mit einer heiligen Begeisterung, und der Burghof und die Gaststuben gleichen einem Krankenhaus. Der Protest des Hofes gegen den abstoßenden Anblick und die Ansteckungsgefahr war begreiflich; er blieb ohne Wirkung an der festen Entschlossenheit Ludwigs, der Elisabeth in allem zustimmte. Die Legende vom Rosenwunder, die ihn zum, ob der übergroßen Freigebigkeit seiner Gattin, unmutigen Hausstrammen macht, widerspricht trotz ihres tiefen Sinnes dem historischen Tatbestand. Aelter und die wahre Gesinnung Ludwigs besser bezeichnend ist jene Erzählung, die sagt: Elisabeth legte einst einen ansässigen Menschen, den sie gebadet und gepflegt hatte, in das gemeinsame Bett, und zürnend wies die Landgräfin Sophie ihren Sohn auf die Gefahr der Ansteckung hin. Aber Ludwig gedachte jenes Wortes von dem geringsten unserer Brüder und sah in dem siechen Fremdling den gekreuzigten Christus. „Solche Gäste magst du mir zu Dank gar oft in mein Bett legen, liebste Schwester!“ sprach er und küßte Elisabeths schmale, rauhgewordene Hände.

Sechs Jahre gingen und brachten Freude und Leid; das zweite Kind, eine Tochter, wurde geboren; dann kam die erste

Trennung, als Ludwig zum Hostag Friedrichs II. nach Cremona zog, und Elisabeth ihn auf der langen Reise nicht begleiten konnte. Die Herrin der Wartburg trug schwarzes Gewand, weinte ihre einsamen Nächte hin und teilte am Tage lächelnden Gesichtes ihre Gaben aus. Um diese Zeit kam vom Süden die Botenschaft des braven Bruders von Assisi von der Armut und der Entfugung — ein Jubel für Elisabeth, die sich nicht mehr allein mit ihrer Hilfsbereitschaft sah. Damals brach Seuche und Hungersnot in den deutschen Gauen aus, und die Landgräfin verschenkte, was ihr nur erreichbar war. Und um diese Zeit trat ein Mensch, seltsam und hart neben der liebevollen Frau, aber vom Schicksal ihr bestimmt, in ihr Leben. Der Landgraf Ludwig selber rief ihn in der Meinung, seiner Gattin einen Trost zu gewähren, denn er sah wohl, daß ihre Konsequenz und ihr Verlangen nach evangelischem Leben mehr als des zugeständnisbereiten Hofkaplans, eines strengen, eifrigen Beraters bedürfte. Von dem Priester Konrad von Marburg berichtet sein Amtsbruder, der Kaplan Berthold, der von ihm verdrängt ward, er sei „gesehrt, rein an Wandel“, ein Eiferer für den Glauben und Verfolger der Irrlehre, ohne jeden Ehrgeiz und zufrieden mit der Armut, würdevoll und von gereisten Sitten gewesen, ob aber der Liebe oder des Hasses würdig, könne vor seinem Ende keiner sagen. Die vorbildliche Persönlichkeit hat demnach schon in ihrer Anlage extreme Züge aufgewiesen. Sicher ist eines: Konrad ließ Elisabeth in ihrem Wohlthun ein festes und kluges Maß einhalten; er veranlaßte sie zur Gründung von Spitälern und damit zu einer organisierten Fürsorge, die segensvoller wirkte als maßloses Schenken. Ferner fand der übersehene Berthold Konrads einen Weg zur mittelbaren sozialen Hilfe im passiven Widerstand gegen die Erhebung ungerechter Abgaben. Er billigte nicht nur Elisabeths Gewohnheit, bei Tisch niemals von den Speisen zu genießen, die aus zu Unrecht erhobenen Naturalabgaben stammten, sondern verschärfte dieses Opfer durch das Speiseverbot, das sich auch auf Speisen nicht einwandfrei festzustellender Herkunft erstreckte. So ward es möglich, daß die Fürstin des Landes, die Tochter aus reichem Königshause, an der vollbesetzten Tafel hungerte, und Ludwig, der Landgraf, sah sich machtlos, solche Festigkeit des Herzens zu erschüttern. Er fand bei seiner Rückkehr aus Italien die junge Mutter seiner beiden Kinder als ernste, verarbeitete Fürsorgerin und Pflegerin in dem Spital am Fuße der Wartburg, ihrer ersten Gründung. Er sah sie in einem schlichten Kleide, hochgestreiftes Aermeln und linnener Haube Wunden verbinden und Verwundene reinigen und so versunken sein in ihrem Tun, daß er dem Schmerz nicht wehren konnte und bangte, ob sein Gemahl all seine Liebe für christliches Wohlthun eingetauscht. Elisabeth hat die Dangunis von ihm genommen mit noch viel innigerer Liebe als zuvor. Sie legte auch wieder prangende Kleider an, sie ritt mit ihm über Land, sie hob die Kinder auf seine Arme und sah strahlend zu ihm auf; sie erzählte von Meister Konrads Eifer und Armut und Strenge, die ihr treueste Erfüllung ihrer Familienpflichten vor ihrer Armenfürsorge geboten, und wieder und wieder sagte ihr Mund ohne Worte, welche Seligkeit ihr solche Erfüllung sei. Die alte Landgräfin und die Verwalter klagten über die Summen, die Elisabeths Wohlthun verbrauchte; Ludwig lächelte und gedachte des reichen Herzens, das er an dem seinen hielt.

Das Geschick, das beide trennte, ist das Schicksal des ganzen Abendlandes: seine Völker und seine Einzelmenschen haben immer ihr Glück einer Idee geopfert und ohne Zaudern ihr Leben dafür hingegeben. Die Kreuzzüge, die stärksten Ausstrahlungen des geistigen Europa im zwölften Jahrhundert, erfuhren den Bedeutungswandel, den die innere Entwicklung der europäischen Nationen und ihre Stellung zum Papsttum bedingte. Friedrich II. hatte schon bei seiner Krönung 1215 seinem Beschützer, dem starken Innozenz III., den Kreuzzug geloben müssen. Die Einsicht in die Gefahr, daß die christlichen Länder sich erfolglos in den Kreuzzügen verbluteten, mehr noch Friedrichs Weltanschauung, ließen ihn zögern und immer neue Frist gewinnen, bis er, von Gregor IX. gedrängt, die deutschen Fürsten im Jahr 1227 aufrief. Mit ihnen nahm Ludwig von Thüringen das Kreuz.

Wen jemals das harte Leben vom liebsten Menschen riß, der mag den Liebenden folgen, als sie hinabritten aus dem Burghof, dem Tor, den Berg hinab, immer weiter aus dem Blickkreis des Bergfrieds, und immer Elisabeth, gesegneten Leibes und beladenen Herzens, an Ludwigs Seite. Der mag ihre letzte Umarmung mit seinen leidgeweihten Augen ansehen und um ihren Schmerz wissen und den beiden das Geleit seiner Gedanken geben, dem Manne, der voll schwerer Ahnung den Weg seiner Pflicht zog, oder dem verlassenem Weibe, das in ihre verödeten Gemächer zurückkehrte und Witwengewand anlegte. Das war am Johannisfest.

Noch war kein Vierteljahr um; in den ersten Septembertagen schon starb Ludwig in Otranto an einer Seuche. Und während in der ferneren Erde sein Leib zerfiel, während um die Wartburg der Oktobersturm brauste, gebar Elisabeth ihr drittes Kind. Zwei Tage später kamen die Boten mit der Todesnachricht. Sie ward der Wächterin verschwiegen. Erst als sie wieder zu Kräften gekommen war, sprach die Mutter Ludwigs zur Gattin von ihrem gemeinsamen Leid. Aber Elisabeth war weder durch die Trauer der Mutter, noch durch die Worte der Gefährtinnen im Uebermaß ihres Schmerzes getrübt; sie lag tagelang ohne Nahrung auf

ihrem Ruhebett, stumm, unnahbar, ohne einen Gedanken an ihre Kinder und ihre Armen — Nach einer Anstandsfrist stattete Heinrich Raspe, Ludwigs Bruder und Nachfolger, der Schwägerin seinen Besuch ab. Er kündete ihr höflich, aber entschlossen, an, daß ihr künftig der Aufwand für wohlthätige Zwecke nicht mehr gestattet werden könne, und daß, um das zusammengeschnitzene Vermögen des Hauses zu erhalten, ihre Wittumsgüter von ihm eingezogen und verwaltet würden, sie aber mit dem Landgrafen und seiner Mutter in gemeinsamem Haushalt zu leben haben. Eine Forderung, die berechtigt erscheint, und die eine weisliche Frau wohl auch erfüllt hätte, um sich bei Gelegenheit auf einem diplomatischen Wege Recht zu verschaffen.

Aber für Elisabeth galt es viel weniger ihre persönliche fürstliche Freiheit, als die ihrer Weltanschauung. Rasch und folgerichtig war ihr Entschluß, wenn auch gewagt: sie verließ ohne Vorbereitung und ohne Ziel am gleichen Abend die Wartburg, und damit schritt sie hinaus in des Lebens harte Schule. Gewiß war dieser einseitige Protest ein Zeichen starken Willens und unerschütterlichen Mutes. Ganz gewußt und vorhergesehen hat Elisabeth den Weg wohl nicht; denn wenn sie auch bisher in freiwilliger Entjagung ihr Leben gestaltete, war sie doch die Gesisterin und unter niemandes Gebot als dem ihres Herzens. Den Lebenserfahrenen verwundert es nicht, wenn die nach den Begriffen des Volkes ausgestoßene Fürstin in Eisenach vor lauter verschlossenen Türen stand. Sie hatte zum Ueberflus ihre Kinder mit sich genommen; sie selber ließ um Mitternacht in der Franziskanerkirche ein fröhliches „Gott, wir loben dich“ singen ob ihrer neuen Freiheit, aber als die Kinder frierend und schläfrig um sie herum weinten, fiel es ihr schwer auf die Seele. Selbst am Pfarrhaus ward sie abgewiesen. Der Pfarrer hielt sie für irrsinnig. Ein Wirt ließ sie in seinem Haus wohnen, allerdings nicht in einer Gaststube, sondern in der Kammer, wo das Gerümpel stand.

Hier wohnte die einstmalig glücklichste Frau der Welt wochenlang; um sie das Geräusch und Getuschel der Bürger und die Furcht vor dem zornigen Landgrafen, die spöttischen und neugierigen Blicke, die Verachtung und die Schadenfreude. Die Frömmlichkeit des raschen Entschlusses versank im Grau der alltäglichen Wirklichkeit. Hier würden ihre Kinder zugrunde gehen, das sah Elisabeth ein; sie gab sie befreundeten Mönchen zur Erziehung. Die Verwandten der Landgräfin, Geschwister ihrer Mutter, der Bischof Ekbert von Bamberg und die Abtissin Mathilde von Kitzingen hörten mit Entrüstung von den unwürdigen Verhältnissen, in denen die ehemalige Landesherrenin und ungarische Königsstochter lebte. Elisabeth fand erst in der Abtei Kitzingen, dann am Hofe Ekberts als Gast Aufnahme. Dort durfte sie auch ihre Kinder um sich haben, und man gewährte ihr die Freiheit der eigenen Lebensgestaltung. Der Bischof Ekbert verstand Elisabeth wohl, wenn sie in der Sorge um die Notleidenden ihre schmerzliche Trauer vergessen wollte, aber ihre franziskanische Armut hielt er für jene Ueberspanntheit der Gefühle, die unverheiratete oder verwitwete Frauen zuweilen anfällt. Er wollte die junge Witwe wieder vermählen, und er dachte an eine Verbindung mit Friedrich II. Elisabeths Nein mag er mit unmutigem Staunen gehört haben.

Statt des neuen Brautzugs nach dem Süden, den Ekbert zu rüsten gedachte, kam ein Totengeleit aus Italien her: die rückgekehrten Kreuzfahrer brachten die Leiche des Landgrafen Ludwig mit. Der ritterliche Bischof sann, wie er seiner Nichte die schwere Begegnung erleichterte; mit einem großen Trauergesolge zog Elisabeth dem Leichenzuge entgegen nach Bamberg. Sie hatte Fassung genug, mit stillem Gebet vor dem geöffneten Sarge zu stehen — was sie darin sah, waren Trümmer, lebloses Gebein, gleich fremd, ob es am südlichen Gestade oder in der Familiengruft im Kloster Reinhardsbrunn ruhte. Die Getreuen des verstorbenen Landgrafen schafften der gekränkten Fürstin Recht; Heinrich Raspe mußte ihr die freie Verfügung über ihr Eigentum zugestehen und ihren Haushalt auf der Wartburg unangetastet lassen. So kehrte Elisabeth in ihren Fürstenthum zurück.

Wenn sie ihn zum zweitenmal verließ, so geschah es aus freiem Willen und nach reiflicher Erwägung und Vorbereitung. Was tat sie, die Vereinsamte, am Hofe? Ihre Kinder entwachsen der Kemeate schon; ihre Armen und Kranken bedurften ihrer mehr denn je, und in ihren Dienst allein wollte sie ihr künftiges

Leben stellen. Damals stiftete sie das Magdalenenhospital in Gotha. Schließlich wählte sie Marburg zum Wohnsitz; Meister Konrad war dort und ein Kloster der Minderen Brüder der neuen franziskanischen Ordensgemeinschaft. In ihrer Kirche nahm sie am Karfreitag 1229 das graue Kleid der Schwestern des heiligen Franziskus. Ihre Wohnung war ein sehr einfaches Haus, ihre Frauen Guda und Jentrud und ihr jüngstes Kind wohnten bei ihr. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie, indem sie Wolle spann; ihre Nahrung war ärmlich, ihr Kleid bettlerhaft. Ihre fürstlichen Einkünfte flossen dem neuen Spital in Marburg zu, ihrer dritten Gründung. Die starke Seele schreckte auch nicht vor dem letzten und äußersten Verzicht zurück. Sie hatte mit der Wahl des Ordenskleides und der Armut ihre gesellschaftliche Stellung aufgegeben, und den Umgang mit den Armen entzog ihr Konrad von Marburg, ihr Seelenführer, mit dem Verbot, persönlich Almosen anzuteilen.

Das innere Band, das Elisabeth an diesen irdischen Menschen knüpfte, ist schwer zu fassen. Elisabeth fürchtete ihn, schätzte aber seine Konsequenz und innere Sicherheit. Er verstand sie zweifellos am besten in ihrem Streben von den Dingen weg, zum Wesen hin. Wir können nicht urteilen über seine immer wachsende Strenge, über die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Schülerin beim geringsten Ungehörigem züchtigte, und über seine schonungslosen Befehle. Seine späteren Taten kennzeichnen ihn als krankhaft belasteten, einem Dämon verfallenen Menschen. Nach Elisabeths Tode verfolgte er die Sektierer mit blinder Grausamkeit; Haß und Schrecken war um seinen Namen, bis er 1233 mit seinem Gefährten ermordet wurde. Konrad hieß Elisabeth erst die Kinder, dann ihre Frauen und mit ihnen jede Erinnerung an glückliche Zeiten weggeben. Elisabeth gehorchte und tröstete sich mit armen, verwahrlosten Kindern, die sie in ihr Haus nahm, und mit den Ausjägigen im Marburger Franziskanerhospital. Eine Klage ward nicht mehr von ihr vernommen.

In raschen Schritten hatte dies Leben seinen Weg vollendet. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, ging von dieser Erde hinweg in der Nacht vom 16. auf den 17. November des Jahres eintausendzweihundertdreißig. Die Chronik meldet voll Eifer die Worte, Taten und Leiden ihrer letzten Lebensjahre. Aber man fühlt, daß diese getreuen Zeugnisse und Schilderungen ihrer Umwelt und Zeitgenossen trotz aller Verehrung an das geheimnisvolle Wesen der großen Frau nicht rühren. Sie war schon in diesem Leben weit von ihnen weggerückt, die um Christi willen Armgewordene. Sie war vom Glorienschein der Heiligen umgeben, noch ehe der Papst sie feierlich heilig gesprochen, und ehe der große Staufenkaiser bei der Erhebung ihrer Gebeine im Jahre 1236 seine Krone auf ihrem Sarge niedergelegt hatte. Wenn das Volk seine Verehrung für die Heilige in leidenschaftlichen und uns Heutigen schwer verständlichen Formen auf die Reste ihrer sterblichen Hülle übertrug, wenn dreihundert Jahre später der protestantische Landgraf Philipp von Hessen die Gebeine aus dem Elisabeth-Schrein in der Sakristei der Marburger Elisabethkirche riß und sie der Vergessenheit überließ, so wollen wir die einen nicht tadeln und den andern nicht schelten.

Elisabeth hat ihr Heiligtum im Bewußtsein der europäischen Völker, und ihr Bild steht, von der Geschichte mit klaren Umrissen gezeichnet, für alle Zeiten vor uns als das des vollendeten Menschen. Ein Königskind, von einem ganzen Hofe verhätschelt, sieht mit seinen jungen Augen hinweg über die glänzenden Dinge nach den Besessenen; ein junges Mädchen legt sein Geschmeide vor dem dorngekrönten Heiland nieder; ein liebendes Weib beschenkt ihren Gatten mit allem Reichtum des Herzens, den je ein Mann sein eigen nannte. Ihre adelige Seele bleibt ungebrochen im Unglück und stark an Wollen; ihrer Mutterschaft sind alle vertraut, die der Mutter bedürfen, Waisen, Sieche, Krüppel und Elende, und für die zahllose Schar dieser Kinder ihres Herzens läßt die Fürstin Stand und Besitz, Sicherheit und Behagen, Kleid und Schönheit, Erinnerung und Wunsch, Vergangene und Zukunft. Ihren Augen ist kein Geschehen zu abtöndend, ihren Händen keine Arbeit zu schmutzig und gering, ihrem Herzen kein menschlicher Zustand unbegreiflich, ihrer Menschlichkeit keine Kränkung unerträglich. Sie lehrt uns, daß soziale Probleme nur durch Strenge und Liebe und Opfer gelöst werden, und Wallfahrt zu ihrem Bilde ist jeder Gedanke, den wahre, selbstvergessende Nächstenliebe denkt.

Mar Dennig / So viele Straßen gibt es ...

So viele Straßen gibt es, die ich nie gegangen,
so viele Städte, die ich nicht gesehen,
mich treibt ein unerfülltes Verlangen,
leicht wie ein Windhauch durch die Welt zu wehen

So viele Augen blitzen, die ich nicht entflammte,
und Lippen brennen, die ich nie geküßt,
und vieles, ach, verankert, verschlammte,
das mit Begeisterung hätte ich gegrüßt.

So viel Gedanken gibt es, die ich noch nicht kenne,
so manche Seele, die sich nicht erschloß,
doch vieles schon erkliht, wonach ich brenne,
und Quellen trocken, die ich nie genöß.

Wie sehr ich nach dem Leben auch die Arme breite,
es geht und spart mit seiner reichen Habe,
und bald legt du die Wünsche still zur Seite,
und nackt und einsam schreiest du zum Grabe.

Karl Hees / Hegel in Heidelberg

II. Die rechtsphilosophischen Vorlesungen.

Die rechtsphilosophischen Vorlesungen Hegels an der Heidelberger Universität geben bereits ein genaues Bild seines philosophischen Systems überhaupt; die weitere Tätigkeit Hegels in den späteren Berliner Jahren ist nur dem Ausbau dieses im Kern schon in den Heidelberger Vorlesungen enthaltenen Systems gewidmet. Dies bedeutet keine Herabsetzung der philosophischen Leistung Hegels, vielmehr gerade das Gegenteil; es zeigt, daß Hegel von vorneherein das Bild — die Idee — seiner Philosophie in ihrer Ganzheit vor seinem geistigen Auge hatte und von dieser Idee des Ganzen aus die einzelnen Teile unterbaute. Nur so ist ein philosophisches System überhaupt zu denken und auszuführen. Hegel hatte sich schon frühe mit den Problemen der Politik, des Staates und des Rechts auseinandergesetzt. Bald hatte er die verführerische Unbestimmtheit der durch Aufklärung und Romantik in den Vordergrund gerückten Begriffe von Volk, Freiheit und Gleichheit erkannt; an die Stelle dieser unbestimmten Begriffe setzte er die bestimmten Begriffe des Staates, der ständischen Gliederung und der allseitig vorsorgenden Regierung. Wie sehr Hegel gerade in der Zeit vor Antritt seiner Heidelberger Professur an diesen Begriffen gearbeitet hat, geht daraus hervor, daß er seine Tätigkeit in Heidelberg mit einer Vorlesung über Naturrecht beginnen wollte; auf den Wunsch des Rektors hin nahm er aber von diesem Plane Abstand und begann mit den Vorlesungen über die Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften und die Geschichte der Philosophie. Erst im Wintersemester 1817/1818 konnte er die Vorlesung über Naturrecht und Staatswissenschaft halten; doch sind die Grundgedanken dieser Vorlesung, welche in Berlin im Jahre 1821 unter dem Titel „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ veröffentlicht wurde, auch bereits in der Enzyklopädie enthalten. Dabei ist von großer Wichtigkeit zu wissen, was Hegel unter dem Begriffe „Naturrecht“ versteht, da dieser Begriff aus der Philosophie des Rationalismus einen andern, gerade entgegengesetzten Sinn behalten hat. Hegel sagt über den Begriff des Naturrechts in § 415 der Enzyklopädie: „Der Ausdruck Naturrecht, der bisher für die philosophische Rechtslehre gewöhnlich gewesen, enthält die Zweideutigkeit, ob das Recht als ein durch die unmittelbare Natur gleichsam eingepflanztes, oder ob es so gemeint sei, wie es durch die Natur der Sache, d. i. den Begriff sich bestimmt. Jener Sinn ist aber der vormals gemeinte; so daß zugleich ein Naturzustand erdichtet worden ist, in welchem das Naturrecht gelten sollte, der Zustand der Gesellschaft und des Staates fordere dagegen vielmehr eine Beschränkung der Freiheit und eine Aufopferung natürlicher Rechte. In der Tat aber gründet sich das Recht und alle seine Bestimmungen allein auf die freie Persönlichkeit, eine Selbstbestimmung, welche vielmehr das Gegenteil der Naturbestimmung ist. Ein Naturzustand ist deswegen ein Zustand der Gewalttätigkeit und des Unrechts, von welchem nichts Wahres gesagt werden kann, als daß aus ihm herauszugehen ist. Die Gesellschaft ist dagegen der Zustand, in welchem allein das Recht seine Wirklichkeit hat; was zu beschränken und aufzuopfern ist, ist eben die Willkür und Gewalttätigkeit des Naturzustandes.“

Hegels rechtsphilosophische Leistung ist umstritten; für die einen ist er der Philosoph des Staates, insonderheit der preussischen konstitutionellen Monarchie. Hier ist Hegel der Führer und Lehrer auf dem Gebiete der Staatswissenschaft; seine Nachfolger bilden die Schule der sog. Hegel'schen Rechten. Für die Hegel'sche Linke, vor allem für Karl Marx und die Sozialisten, ist Hegel der Philosoph der Gesellschaft, der Führer und Lehrer auf dem Gebiete des Naturrechts. Ohne das Verdienst seines Vorgängers auf dem Behaupten der Philosophie an der Berliner Universität Johann Gottlieb Fichte um die Gesellschaftswissenschaft zu schmälern, kann Hegel als der Schöpfer der Soziologie, der Gesellschaftswissenschaft angesprochen werden. Hegels Rechtsphilosophie ist im Kerne in der bereits genannten Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß enthalten. Unter C. wird die Philosophie des Geistes dargestellt. Im ersten Teil behandelt Hegel den subjektiven Geist, dessen Träger ein Subjekt, ein Mensch, ein Individuum ist; der subjektive Geist ist Gegenstand der Anthropologie, Phänomenologie und Psychologie. Der objektive Geist dagegen bedeutet, daß Träger des Geistes nicht mehr ein Subjekt ist, sondern daß sich der Geist als solcher vergegenständlicht hat und ein Objekt geworden ist; der objektive Geist kann an und für sich, das heißt selbständig in Erscheinung treten. Der objektive Geist vergegenständlicht sich im Recht, Moralität und Sittlichkeit. Die Sittlichkeit als oberste Stufe des objektiven Geistes gliedert Hegel in: Familie, bürgerliche Gesellschaft und Staat und zwar in der Weise, daß die Kreise der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft dem Staat ein- und untergeordnet sind. Die Familie als kollektive Ganzheit führt ein von den Individuen unabhängiges Eigenleben, sie ist, wie Hegel sagt, nur eine Person. Die Bande der Familie lockern sich durch natürliche Ereignisse, wie z. B. den Tod der Eltern und die einzelnen Familienmitglieder begeben sich auf ihre Besonderheit. Dieses Prinzip der Atomistik führt nicht zu einem Verschwinden des Familiengeistes; dieser wird nur zu einem allgemeinen vermittelnden Zusammenhange von selbständigen Extremen und deren besonderen Interessen. Diese Stufe nennt Hegel die bürgerliche Gesellschaft. Die bürgerliche Gesellschaft hat zwei Prinzipien, das der Besonderheit und das der

Allgemeinheit. Das Prinzip der Besonderheit ist die konkrete Person; diese Besonderung der konkreten Person kann aber nur dadurch ermöglicht werden, daß sich die konkrete Person auf irgend eine Art und Weise zu andern, gleichfalls gesonderten Personen in Beziehung setzt und so das Prinzip der Allgemeinheit verwirklicht. Das wesentliche an der bürgerlichen Gesellschaft ist im Gegensatz zum Staate das Prinzip der Besondere, das als ein Element der Beziehung und Auflösung betrachtet werden muß, während der Staat eine festgefügte Einheit und Ganzheit darstellt. So faßt Hegel den Begriff der Gesellschaft individualistisch, den des Staates univertalistisch. Auch die bürgerliche Gesellschaft zerlegt Hegel in drei Teilgebiete, deren wichtigstes in unserer Zeit der Not der Wirtschaft das System der Bedürfnisse, d. h. des Wirtschaftslebens ist. Das Wirtschaftsleben wird nach Hegel qualitativ in drei Stände, nicht quantitativ in Klassen gegliedert. Neben dem substantiellen, natürlichen Stand des Bauern, tritt der formelle oder reflektierende Stand des Gewerbes, des Handwerks und der Fabrikanten und neben diese beiden Stände der denkende oder allgemeine Stand der Wissenschaft und des Staatsbeamtentums. Hegels große Leistung liegt darin, daß er erstmals das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft aufgestellt und das Wirtschaftsleben zu der Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft gerechnet hat. Die Hegel'sche Linke, unter den Sozialisten vor allen Karl Marx, hat diese Leistung Hegels ausgebaut, aber dabei übersehen, daß Hegel das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft nicht verabsolutiert, sondern gerade im Gegenteil dem Prinzip des Staates untergeordnet hat. Die bürgerliche Gesellschaft ist nach Hegel die Differenz, welche zwischen der Familie und dem Staat tritt.

Die dritte Stufe der Sittlichkeit verkörpert sich im Staate. Der Staat an und für sich ist das sittliche Ganze, das vorhandene, wirklich sittliche Leben. Während das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft als das individualistische das Interesse des Einzelnen als solchen fordert, fordert das Prinzip des Staates als das univertalistische das Interesse des Ganzen als solchen. Das Verhältnis des Staates zur Familie und zur bürgerlichen Gesellschaft führt Hegel in einem treffenden Bilde aus der Natur vor Augen. Das Nervensystem, so schreibt er, ist das eigentliche empfindende System. Die Analyse der Empfindung teilt sich in zwei Seiten. Die erste ist das abstrakte Fühlen, die Reproduktion, mit einem Wort die Sensibilität, die andere das Nachaußengehen der Empfindung, die Irritabilität. Vergleichen wir diese Naturbetrachtungen mit denen des Geistes, so ist die Familie mit der Sensibilität, die bürgerliche Gesellschaft mit der Irritabilität zusammenzustellen. Das Dritte ist nun der Staat, das Nervensystem für sich, in sich organisiert; aber es ist nur lebendig, insofern beide Momente, hier die Familie und bürgerliche Gesellschaft in ihm, entwickelt sind. Hegel faßt den Staat als Organismus auf. Im Organismus ist die politische Verfassung des Staates; sie geht ewig aus dem Staate hervor, wie er sich durch sie erhält; fallen beide auseinander, machen sich die unterschiedenen Seiten frei, so ist die Einheit nicht mehr gesetzt, die sie hervorbringt. Es paßt auf sie die Fabel vom Wagen und den übrigen Gliedern. Es ist die Natur des Organismus, daß, wenn nicht alle Teile zur Identität übergehen, wenn sich einer als selbständig setzt, alle zugrunde gehen müssen. Mit diesem Satz trifft Hegel den Zustand unserer gegenwärtigen Staatskrise. Ein Teil des staatlichen Organismus hat sich als selbständig gesetzt, verabsolutiert. Die Wirtschaft, welche nach Hegel zu dem dem Staate untergeordneten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft zählt, erhob den Anspruch, über dem Staate zu stehen. Geistesgeschichtlich wurde die Emanzipation der Wirtschaft vorbereitet und gefördert durch die Philosophie des Materialismus, insonderheit des Sozialismus. Die Hegel'sche Linke trat ihren Siegeszug an. Bezeichnend und doch notwendig damit verbunden ist die Herrschaft der Psychologie und Soziologie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Rechtswissenschaft. Der Sozialismus, mit dessen gegenwärtigen, geistigen Repräsentanten in Baden Gustav Radbruch wir uns bereits beschäftigt haben, und die sog. Freirechtsschule, deren Führer der Karlsruher Rechtsanwalt Ernst Fuchs war, führen geistesgeschichtlich auf Hegel zurück. In diesem Zusammenhange ist aber ohne weitere Mühe die Schwäche ihrer philosophischen Standpunkte zu erkennen. Es handelt sich bei ihnen um die Emanzipation von Teilen des Organismus über das Ganze, von Teilen, welche im Rahmen und in der Hierarchie des staatlichen Organismus ihren vollen Sinn und ihre von den Gegnern unterschätzte Berechtigung, ja Notwendigkeit haben, welche aber „alle zugrunde gehen müssen, wenn sich einer dem Staate gegenüber als selbständig setzt“.

In das entgegengesetzte Extrem ist die sog. Hegel'sche Rechte geraten, die zu der von den Gegnern der Hegel'schen Philosophie heftig bekämpften Staatsvergottung führte. In derselben Weise, in der die Verabsolutierung der Gesellschaft zu dem Untergang des Ganzen führen muß, muß auch die Verabsolutierung des Staates gegenüber der Gesellschaft zum Verhängnis für das Ganze werden; denn nur der Staat ist der wirklich vernünftige, die Wirklichkeit der sittlichen Idee, in welchem alle Teile zur Identität übergehen. So kann und muß uns der hundertste Todestag Hegels Anlaß zur Besinnung über die Krisis unseres Staates und über den Weg zu ihrer Lösung sein.